Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

der Trauer, obgleich Jella ihr lachend entgegenlief, und Irmgard sie am Kleid faßte, obgleich sie im Garten die Stimme ihres Jüngstgebornen hörte, und dazwischen das leise Singen von Alois Heinemann. Denn auch er saß im Garten und versuchte ein Bild zu malen; aber es wollte ihm wieder einmal nicht glücken.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel

Gegen den Japanismus. Nach dem Beispiel sozialdemokratischer und freisinniger Stimmen macht sich in der Presse nicht nur, sondern auch hier und da beim Publikum ein „Japanismus," eine ebenso überschwengliche wie unbesonnene Parteinahme für Japan bemerkbar, zu der vom deutschen Standpunkt aus nicht die geringste Veranlassung vorliegt. Seit den verhältnismäßig so leichten Siegen der Japaner über die Chinesen ist jenen der Kamm mächtig geschwollen; sie halten sich für die führende Macht in Ostasien und können es den Europäern nicht vergessen, daß diese sie verhindert haben, die reiche Ernte des chinesischen Krieges in die Scheuern zu bringen. Seit Jahren klagen die Vertreter verschiedner Mächte in Tokio in ihren Berichten, daß das Verhalten der Japaner gegen die Fremden unfreundlicher und unhöflicher geworden sei. Namentlich ist das auf den Eisenbahnen, an den Post- und Eisenbahnschaltern bemerkbar. Sogar in dem Verhalten der Gerichte ist eine bewußte Animosität gegen Fremde nicht zu verkennen, und von wohl unterrichteter Seite sind schon wiederholt Bedenken darüber laut geworden, ob es richtig war, die Exterritorialität der Fremden und ihre Konsulargerichtsbarkeit aufzuheben. Der gewöhnliche Mann auf der Straße, der früher dem Europäer mit Ehrfurcht auswich, hat das längst verlernt. Im Gegenteil, er macht ihm nicht mehr Platz und bekundet auch seinerseits damit, daß er eine Uberlegenheit der weißen Rasse nicht mehr anerkennt. Ohne uns das Wort „Größenwahn" anzueignen, das längst in bezug auf das Verhalten der Japaner gefallen ist, glauben wir doch, daß vom Standpunkt der deutschen Interessen uns absolut nichts auf eine antirussische Parteinahme für Japan hinweist. Wenn sich irgend ein Berliner Bierhuber zu mitternächtiger Stunde gedrungen gefühlt hat, wie die Berliner Montagsblätter berichten, seinen Sympathien für Japan Ausdruck zu geben, so hat das, zumal in der Faschingszeit, an sich wenig zu bedeuten. Aber ernstere Männer sollten in ihrem Verhalten nicht den Impulsen folgen, die durch die ersten, anscheinend stark übertriebnen Siegesnachrichten hervorgerufen worden sind. Zu irgend welcher Aufregung ist dazu ebensowenig Anlaß wie zu dem Pessimismus der Börse, hinter dem nur eine wüste Spekulation steckt. Gewiß hat Japan in seiner schnell verlaufnen Aufklärungsperiode Deutschland viel entnommen und viel zu verdanken.

Gar vieles in der Pflege der Wissenschaft, im Heer- und Marinewesen, in der Rechtspflege und so manches andre entstammt deutschen Vorbildern. Man hat auf vielen Gebieten des öffentlichen Lebens deutsche Lehrer nach Japan gezogen, eine große Anzahl von Japanern ist nach Deutschland gekommen, um sich in den verschiedensten Fächern auszubilden und namentlich auch unsre Industrie kennen zu lernen. Das haben sie so gründlich betrieben, daß sie jetzt sehr vieles selbst erzeugen, und daß gar manche deutsche Fabriken den Japanern keinen Zutritt mehr gewähren. Ein ernster Sieg Japans über Rußland würde für die ganzen Beziehungen Deutschlands zu Ostasien schwerlich von günstigem Einfluß sein, die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schwierigkeiten für die neutralen Mächte würden vielmehr erst nach einem für Japan günstigen Kriege beginnen. Das sollten unsre Bierphilister doch recht sorgfältig bedenken.

Andrerseits ist Rußland unser Nachbar, mit dem wir auf einer langen Land- und Seegrenze dauernd zu tun haben. Daß Rußland zurzeit in einem Bundesverhältnis zu Frankreich steht, können wir ihm nicht zurechnen. Alexander der Dritte hat sich widerwillig und schweren Herzens dazu erst entschlossen, als er 1890 für eine Verlängerung der vertragsmäßigen Beziehungen zu Deutschland, die seit 1881 bestanden hatten und 1884 und 1887 neu bekräftigt worden waren, in Berlin kein Entgegenkommen mehr fand. Die damaligen Mißverständnisse und Mißverhältnisse sind seitdem glücklich beseitigt. Gewiß sollen wir Rußland nicht nachlaufen, brauchen das auch nicht. Wohl aber liegt es im deutschen Interesse, unser politisches Verhalten so einzurichten, daß Rußland sich nicht in die Notwendigkeit versetzt sieht, Frankreich als seinen einzigen Freund zu betrachten. Der russisch-japanische Krieg wird in einigen Monaten, seien es mehr oder weniger, vorüber sein, und — wie seinerzeit der Friedensschluß auch ausfallen möge — wir müssen heute schon zusehen, daß wir nach dem Kriege mit unsern Interessen nicht ins Gedränge kommen. Japan muß dann das Bewußtsein haben, von Deutschland durchaus korrekt behandelt worden zu sein, das ist die einzig richtige Basis unsrer spätern Beziehungen, und der Kaiser von Rußland muß wissen, daß er in schweren Zeiten an Deutschland einen wohlwollenden und erprobten Freund hatte. In den Beziehungen der großen Mächte zueinander, namentlich wenn sie Seemächte und Nachbarn sind, findet sich immer eine Gelegenheit zum Präsentieren einer Gegenrechnung. Wir können für die Tapferkeit und Todesverachtung der Japaner, für den Fleiß und die Opferwilligkeit, mit der sie sich ein den modernen Erfordernissen entsprechendes Heer und eine ebensolche Flotte geschaffen und beide auf eine bedeutende Höhe der Ausbildung gehoben haben, die höchste Achtung bekunden. Aber das darf nie so weit gehn, daß wir durch ungerechtfertigte Sympathien für Japan das uns benachbarte Rußland tief verwunden, mit dem wir in den schwersten Zeiten unsrer neuern Geschichte durch Waffenbrüderschaft oder durch echtes freundschaftliches Wohlwollen verbunden gewesen sind. Heute wissen wir noch nicht, ob nicht Japan den Krieg schließlich zu bereuen haben wird. Hüten wir uns, daß wir nicht ein vorschnelles und unkluges Einsetzen unsrer Sympathien und Interessen zu bereuen haben!

Deutschlands Interesse in Ostasien gipfelt darin, Chinas Beteiligung am Kampfe, gleichviel ob durch offnen Krieg oder durch fremdenfeindliche Aufstände, zu verhüten. Das gilt gleichmäßig für alle andern neutralen Mächte, die dort Interessen haben, und das Kabinett von Washington hat auf Anregung Deutschlands in dieser Richtung hin eine dankenswerte Initiative ergriffen. Eine Beteiligung Chinas würde die Verwicklung unübersehbar und, gleichviel mit welchem Ausgange, auch für Deutschland sehr folgenschwer machen. Heute schon rächen sich die zehn Jahre, die wir in unsrer maritimen Entwicklung zurückgeblieben sind. Sehen wir zu, daß wir die „Ersparnisse" nicht teuer bezahlen müssen!

Panzer und Torpedo. Der Vorgang bei Port Arthur, wo es den japanischen Torpedobooten gelungen ist, in die russischen Linien hineinzukommen und dort schweren Schaden anzurichten, hat schon zu einigen superklugen Bemerkungen über die „Überflüssigkeit der teuern Linienschiffe" Anlaß gegeben. Das will ungefähr soviel sagen, als wenn man die Artillerie abschaffen wollte, weil es einer kühnen Reiterschar geglückt ist, in ein vielleicht ungenügend bewachtes Artillerielager einzudringen und einen Teil der dort aufgefahrnen Geschütze entweder unbrauchbar zu machen oder zu zerstören. Die japanischen Torpedoboote waren geschickt und todesmutig geführte Patrouillen, die sich Mängel in der Schlachtaufstellung des Gegners zunutze gemacht und so den Angriff ihrer eignen Panzerflotte erfolgreich unterstützt

haben. Der Vorgang lehrt höchstens, daß Geschwader nie genug Torpedoboote bei sich haben können, und daß wir gut daran tun werden, wenigstens zwei Torpedobootdivisionen nach Tsintau zu legen. Aber die Frage steht nicht: Torpedoboot oder Panzerschiff, sondern Panzerschiff und Torpedoboot. Bis heute fehlt noch alles Material zur Beurteilung der Gefechtsbereitschaft der russischen Flotte bei Port Arthur; jedenfalls ist der japanische Angriff bei seiner Erneuerung am 9. dieses Monats trotz der Verwundung dreier russischer Schiffe abgeschlagen worden.

Es macht deshalb auch einen sehr komischen Eindruck, in solchen deutschen Zeitungen, die in der Regel ernsthaft genommen werden wollen, von dem „Helden" oder dem „Sieger" von Port Arthur zu lesen. Ein Angriff ohne jeden taktischen oder strategischen Erfolg ist doch kein „Sieg," ein Sieg wäre nur die Zerstörung der russischen Flotte oder die Wegnahme von Port Arthur gewesen. Noch weniger kann doch von einem dabei durch die japanische Führung bekundeten „Heldentum" die Rede sein. Ein Offensivstoß ist doch noch keine „Heldentat." Bei einem Volke, das auf die schwer erkämpften, opferreichen Siege von 1870 zurückblickt, nimmt es sich um so seltsamer aus, wenn seine „nationale" Presse derartig mit Lorbeerkränzen um sich wirft.

Die parlamentarischen Parteien und die Verwaltung. Es hat noch keine Reichstagssession mit einem solchen Überschwang von „Resolutionen" und „Anträgen" gegeben, wie diese erste der im Zeichen der Drei-Millionen-Sozialdemokraten stehenden Legislaturperiode. Diese Anträge und Resolutionen erstrecken sich auf alle möglichen Dinge und noch einige andre. Dabei findet ein unglaubliches und ziemlich würdeloses „Beglückungswettlaufen" statt, das sich nicht nur auf die vorzugsweise begünstigten gewerblichen Arbeiter, sondern auch auf das Heer und die Unterbeamten erstreckt. Die Nationalliberalen wollen jedem Soldaten, wenn auch nicht Sonntags ein Huhn in den Topf, so doch einen regelmäßigen Urlaub gewähren, ohne Rücksicht darauf, ob die Haltung und die Ausbildung des einzelnen Mannes das verdient, oder ob die Ausbildung der Truppe bei der so kurzen Dienstzeit das überhaupt zuläßt. Unsre Soldaten sind doch keine Muttersöhnchen. Und wie soll es bei der Marine gehalten werden? Will man da auch so beurlauben, dann muß man zunächst einen bedeutend höhern Mannschaftsstand bewilligen, da auf den Schiffen kein Mann überflüssig ist, ganz abgesehen von den Schiffen im Auslande. Hoffentlich werden der Kriegsminister und der Staatssekretär der Marine da ein rundes Nein sprechen. Urlaubserteilung ist Sache der Kommandobehörden nach dienstlichen Rücksichten; den Urlaub durch Reichstagsresolutionen festzulegen — das wäre der beste Weg zur Parlamentsarmee. Dann hätten wir statt des „Königsurlaubs" den „Reichstagsurlaub." Das streift doch zu nahe an die Bürgerwehr! Wir hoffen hier auf ein unumwundnes Nein. Der Soldat hat Urlaub bekommen zu einer Zeit, wo die Fraktionen und ihre Popularitätsbedürfnisse noch nicht erfunden waren; es wäre sehr bedenklich, die Armee auf solchen Fundamenten zu erbauen. — Ungefähr auf derselben Höhe steht die sozialdemokratische „Resolution," wonach alle wegen Soldatenmißhandlungen ergangnen Urteile der Militärgerichte monatlich zur Kenntnis der Armee gebracht, und die Soldaten dabei zugleich auf ihr Beschwerderecht hingewiesen werden sollen. Es fehlt nur noch die Anberaumung einer allmonatlichen großen Parade vor den Herren Bebel, Singer usw. Es ist bedauerlich, daß solche Anträge überhaupt erst gedruckt werden; ihre Diskutierung hat gar keinen andern Zweck als durch sozialdemokratische Brandreden und ihre Verbreitung die Armee zu revolutionieren. Hoffentlich ist eine Mehrheit zur Stelle, die sofort Schluß und Kehraus macht. Am Kriegsminister wird es nicht fehlen.

Nicht geringeres Bedenken haben wir hinsichtlich der Zentrumsresolution zum Postetat, worin eine „eingehende Nachweisung" verlangt wird über „die tägliche Dienstzeit, die Sonntagruhe, insbesondre die Ruhe am Sonntag Vormittag,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Ruhetage und der Erholungsurlaub" der mittlern und der niedern Postbeamten. Das sind Interna des Dienstbetriebs, die den Reichstag ganz und gar nichts angehn. Eine solche Forderung sollte ebenfalls vom Staatssekretär, besser noch vom Bundesrat, a limine abgewiesen werden. Das um so mehr, als sie nur für den Reichsdienst, nicht für Bayern und Württemberg in Betracht käme, also innerhalb des Reichs doch Ungleichheiten bestehn bleiben würden. Auch hierbei handelt es sich ausschließlich um Parteiinteressen und Popularitätsbedürfnisse der Zentrumsfraktion, deren Befriedigung nur auf Kosten der Autorität der Behörden und der Vorgesetzten erfolgen könnte. Der parlamentarische Topf droht nachgerade auf allen Seiten überzukochen, es ist an der Zeit, daß sich der Bundesrat nach dem Deckel umsieht. Es ist eine völlig destruktive, die Fundamente unsers Dienstlebens erschütternde Tendenz, wenn die Beamten fortgesetzt durch fraktionelles Wohlwollen gestreichelt und damit angehalten werden, ihr Wohlergehn und ihre Förderung nicht von ihren Vorgesetzten, sondern von parlamentarischer Wichtigtuerei oder dem Popularitätsbedürfnis der Parteien zu erwarten. Schließlich kommt es dahin, daß die Urlaubsgesuche usw. oder Beschwerden über entzogne dienstfreie Stunden an den Reichstag oder die Zentrumsfraktion gehn. Es ist nachgerade dringlich, den Fraktionen klar zu machen, daß sie im Reiche weder zu regieren noch zu verwalten haben, sondern daß der Beamte seinen Diensteid dem Kaiser zu leisten und zu halten hat. Solche parlamentarische Übergriffe sollten einem unbeugsamen Willen begegnen. Kann die Staatsautorität dem Parlament gegenüber nicht mehr „stabiliert" werden, so ist sie auch für die Massen verloren. Über das Ende kann dann kein Zweifel sein.

§

Die elektrischen Schnellfahrten. Die Versuche, eine Fahrgeschwindigkeit von mehr als 200 Kilometern in der Stunde zu erreichen, sind im Herbst auf der Militäreisenbahn Marienfelde-Zossen von Erfolg gewesen. Geschwindigkeiten von 207 und 210 Kilometern in der Stunde, die der Siemenssche Wagen und der Wagen der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft zurückgelegt haben, übertreffen die Geschwindigkeiten unsrer Schnellzüge etwa um das Dreifache, überhaupt bei weitem die Grenze, die für die Fortbewegung eines Fahrzeugs bisher als die äußerste galt. Mit der erreichten Durchschnittsgeschwindigkeit würde die Eisenbahnfahrt von Berlin nach Köln in noch nicht drei Stunden zurückgelegt werden können. Noch nie, solange die Welt steht, hat ein Mensch diese Geschwindigkeit erreicht, außer beim Absturz in eine grausige Tiefe. Die Versuche und ihre Resultate haben im Inlande wie im Auslande große Aufmerksamkeit erregt, und auch von Leuten, die die Entwicklung der deutschen Industrie mit Voreingenommenheit verfolgen, wird zugegeben, daß die unglaublichen Geschwindigkeiten einen außerordentlichen Erfolg für die deutsche Industrie bedeuten, einen Triumph deutscher Geistestätigkeit und Willenskraft, die ein mit großer Kühnheit ergriffnes Unternehmen mit allen Mitteln der modernen Technik glänzend durchgeführt haben. Es war wohl auch nur in Deutschland möglich, daß sich Spitzen der Staats- und der Militärbehörden, wissenschaftliche und technische Größen zu einer Vereinigung zusammenfanden, die sich ein so bemerkenswertes Ziel setzte, und daß ihr die Militäreisenbahn und Material der Staatseisenbahnverwaltung zur Verfügung gestellt wurde. Auch hierin zeigt sich, daß Deutschland auf dem Gebiete der Elektrizität an der Spitze steht, und man wird überall erkennen, daß eine Industrie, die in einem solchen Fall das schier Unmögliche geleistet hat, wissenschaftlich und technisch auf einer Höhe steht, daß man ihr mit Zuversicht jede Aufgabe anvertrauen kann.

Nach solchen Ergebnissen könnte man annehmen, daß nun unmittelbar die Zeit des Schnellbahnverkehrs eröffnet werden würde. Das ist aber durchaus nicht der Fall, und wenn schon gesagt worden ist, man denke daran, einen Schnellbetrieb von

150 Kilometern auf der Strecke Berlin-Hamburg einzuführen, so schießt man auch damit über das Ziel hinaus, denn auch einer so verminderten Schnelligkeit würden sich unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg stellen. Es liegt auch gar kein Bedürfnis dafür vor und das Bedürfnis ist doch die Hauptsache. Ganz falsch wäre es nun aber wieder, wenn man daraus folgern wollte, daß es sich bloß um eine technische Spielerei gehandelt habe, die keine praktischen Folgen nach sich ziehn werde. Worauf es ankam, war zu ermitteln, ob die Anwendung so großer Geschwindigkeiten in der Praxis möglich sei. Diese Frage ist wegen der Abnützung des Bahnkörpers, obgleich sich der neue von der Staatseisenbahn benutzte schwere (Normal-) Oberbau dabei vorzüglich bewährte, wie sich jetzt praktisch erwiesen hat, im verneinenden Sinne entschieden worden. Es ist gewiß, daß dieser Oberbau für Fahrten von mehr als 150 Kilometern Fahrgeschwindigkeit nicht entfernt ausreicht, und daß auch der Unterbau viel zu wünschen übrig läßt. Wenn somit die Ergebnisse der Versuchsfahrten kaum zur Einführung von Schnellbahnen ermutigen, so haben sie doch theoretisch und wissenschaftlich viel Interessantes und Wertvolles geboten. Von besonderm Werte sind die Beobachtungen, die über die Wirkung des Luftdrucks angestellt werden konnten, auch hat es sonst nicht an wissenschaftlichen Feststellungen gefehlt, die nach mancherlei Richtungen hin von Bedeutung sind. Der Nutzen der Versuchsfahrten liegt demnach nicht einmal so sehr auf praktischem Gebiete als in der Förderung der theoretischen Erkenntnis, die mittelbar der Praxis wieder zugute kommen wird.

Was auf der Zossener Militärbahn erreicht worden ist, ist unter Ausnahmebedingungen geschehen, die wohl theoretisch aber nicht auch praktisch auf allen andern Strecken geschaffen werden können. Solche Geschwindigkeiten fordern nicht nur ungeheure Betriebskosten, sondern sie sind auch nur auf besondern Bahnen mit sehr günstigen Steigungsverhältnissen und äußerst geringen Krümmungen möglich, außerdem können bei solchem Schnellverkehr langsam fahrende Züge nicht zwischendurch befördert werden. Auf der Militärbahn ließ sich das für kurze Zeit machen, auf jeder andern Bahn ist das schlechthin undurchführbar. Wollte man aber auch annehmen, daß das alles noch möglich wäre, so bleiben noch die ungeheuern Schwierigkeiten des eigentlichen Betriebs. Die vollkommenste Maschine kann doch nur insofern von Nutzen sein, als ihre Leitung in der Hand des Menschen bleibt. Das war bei den günstigen Witterungsverhältnissen an den Versuchstagen auf der Militärbahn der Fall, bei einigermaßen trüber Witterung würde aber die Beobachtung der Signale, Haltezeichen usw. unmöglich werden, die Vorbedingung des Eisenbahnbetriebs: unbedingte Sicherheit und Regelmäßigkeit, nicht erfüllbar sein, und darum der Betrieb eingestellt werden müssen. Für den Großverkehr ist ferner der elektrische Einzelwagen, der etwa einen Zehnminutenverkehr ermöglichen könnte, nicht geeignet, und man müßte darum zur elektrischen Lokomotive mit angehängten Wagen greifen. Einen solchen Zug aber in Bewegung zu setzen und auch zu erhalten, würde so große Kräfte und Kraftschwankungen fordern, daß die hohen Kosten des Betriebs eine solche Erhöhung der Fahrpreise verursachen würden, daß sich kaum die genügende Anzahl von Reisenden finden dürfte. Die Erfahrungen, die mit den schnellfahrenden Luxuszügen gemacht worden sind, reden dafür eine deutliche Sprache. Nach Lage der Sache wird demnach für absehbare Zeit auf den heute vorhandnen Bahnen der Dampfbetrieb jedenfalls im Vorteil bleiben, weil der ganze Rahmen darauf zugeschnitten, und dieser Betrieb auch wesentlich billiger ist. Trotzdem wird die einmal erreichte Geschwindigkeit von 210 Kilometern auch hier als Anregung wirken. Ist auch diese Schnelligkeit in der Praxis noch unerreichbar, so würden 100 bis 120 Kilometer in der Stunde schon einen so gewaltigen Fortschritt bedeuten, daß die Versuche nicht vergeblich gewesen sein würden. Der Dampfbetrieb verträgt auch diese Geschwindigkeitsvermehrung, wie die Verhältnisse gewisser englischer Bahnen und neuere deutsche Leistungen im Lokomotivenbau ergeben haben. Auch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

für die Elektrizität müssen sich Vorteile für die Zukunft aus den so überaus günstigen Versuchen ergeben. Ganz abgesehen von der Schnelligkeit wird die Bedeutung der Elektrizität als wichtigste Zugkraft in den Vordergrund treten und namentlich bei neuen Linien in Rechnung gezogen werden. So geht man jetzt in Österreich daran, für die Alpenlinien der Staatsbahn Entwürfe ausarbeiten zu lassen, um die dortigen ungeheuern Wasserkräfte für den elektrischen Zugbetrieb nutzbar zu machen. Das hat nun allerdings mit der Schnellbahn zunächst nichts zu tun; für die Einführung solcher wird das Bedürfnis maßgebend sein, und ein solches liegt nicht vor. Wir bedürfen weder des lenkbaren Luftballons noch des Achtstundenverkehrs mit Paris.

—r

Der Sägefisch. So alt wie die Kunst sind auch Feindseligkeiten zwischen alten und jungen Künstlern, ja sogar zwischen berühmten Meistern und ihren Schülern, wenn diese den Lehrer übertreffen. Schon der mythische Dädalus, den die Griechen mit Ehrfurcht nennen, wie die Deutschen den Schmied Wieland, soll auf seinen Gesellen, seinen eignen Neffen, neidisch geworden sein, weil dieser unter andern nützlichen Sachen die Säge erfunden hatte. Er soll ihn aus purer Eifersucht in Athen den Burgfelsen hinuntergestürzt haben. Ja, es wäre um den hoffnungsvollen Jüngling geschehn gewesen, wenn ihn nicht Pallas Athene noch rechtzeitig aufgefangen und in ein Rebhuhn verwandelt hätte. „Kein Vogel — heißt es in Gesners Vogelbuche — hat mehr eine kirsende Stimm, gleich einer Sagen, dann das Rebhuhn." Seitdem lebt der Neffe des Dädalus unter dem nicht ungewöhnlichen Namen Rebhuhn in der Geschichte fort.

Forscht man nach, wie dem Rebhuhn diese wichtige Erfindung geglückt war, so erhält man folgenden Bescheid: die Natur war seine Lehrmeisterin gewesen. Er hatte einmal die Wirbelsäule eines Fisches betrachtet und beschlossen, die Gräten in Eisen nachzumachen. Medio spinas in pisce notatas traxit in exemplum, sagt Ovid in den Metamorphosen. Nach andern hätte er sich eine Schlange zum Modell genommen und ihre spitzen, nach hinten gekrümmten Zähne nachgebildet. Es ist oftmals so, daß einer durch eine gewöhnliche Tatsache zu etwas Epochemachendem geführt wird; aus allem kann man lernen, wenn man nur ein Genie ist. James Watt kam durch den schwingenden Deckel eines Teekessels auf den Kondensator.

Was mich wundert, ist nur, daß der Rebhuhn nicht gleich den Sägefisch kopiert hat! Den Sägehai, dessen Schnauze in ein richtiges langes Sägeblatt ausgeht, und der mit dieser seiner Säge die Walfische ansägt! Diese schwimmende Säge war den alten Griechen wohlbekannt, sie nannten das Tier: Pristis, was wörtlich den Sägefisch bedeutet und mit den griechischen Worten für sägen und Säge zusammenhängt. Damit verwandt ist auch der Ausdruck Prisma.

In den römischen Katakomben sieht man die Geschichte des Propheten Jonas häufig dargestellt: sie ist vorbildlich für Christi Auferstehung. Der große Fisch, der den Propheten verschlungen und wieder ausgespien haben soll, wird von Luther zu einem Walfische gestempelt, was ganz verfehlt ist: der Wal kann höchstens einen Hering auf einmal verschlucken, der Durchmesser seiner Speiseröhre beträgt etwa zehn Zentimeter. Brehm denkt an einen Haifisch, der allerdings ganze Matrosen verschlungen und wieder von sich gegeben haben soll; die altchristlichen Maler haben sich an ein heidnisches Motiv gehalten. Sie haben das Seeungeheuer abgebildet, dem die Andromeda von ihrem Vater preisgegeben wurde. Dieser Seedrache ist von den Alten bei der Freiheit, die der Phantasie in solchen Dingen gelassen war, auch als Sägefisch gefaßt und demnach: Pristis genannt worden. Aus Pristis entstand im Munde der Römer: Pistris und sogar: Pistrix, ein Name, den das fabelhafte Tier bei den Katakombenforschern gewöhnlich führt. Man findet es in meinem Buche „Rom" Seite 219 abgebildet. Die Kulturhistoriker haben erfreulicher-

weise das Versäumte nachgeholt und den Sägefisch wirklich für Rebhuhns Modell erklärt. Sie ermangeln nicht, dem Menschen der Urzeit die Säge des Sägefisches, das Schwert des Schwertfisches und den Speer des Narwals für seine ersten Waffen und Werkzeuge als naheliegende Vorbilder zu empfehlen. Sie sind überhaupt sehr schnell mit ihren wohlfeilen Kombinationen bei der Hand. Wie sie aus dem Hammer die Faust, aus dem Stocke den verlängerten Arm herausgefunden haben, so schwelgen sie nun auch in den Modellen und den Typen, die dem angehenden Techniker die Tierwelt dargeboten habe: er war so glücklich, den Vögeln ihren Schnabel und ihre Krallen, dem Bienchen den Stachel abzusehen; er achtete auf das Geweih des Riesenhirsches, auf die Hörner des Auerochsen und auf die Gewehre des Wildschweins und sann nach, wie er sich diese Waffen aneignen, wie er dem Viehzeug seine Vorteile wettmachen könne. Kurz, wenn es nach der Kulturgeschichte ginge, so hätte der Sporer einen Hahn, der Waffenschmied einen Narwal, der Schwertfeger einen Schwertfisch und womöglich noch eine Schwertlilie gebraucht, um etwas hervorzubringen; diese Werkzeuge hätte er in seiner Werkstatt aufgehangen wie der Rebhuhn das Skelett eines Fisches. Die Kulturhistoriker fassen eben die Sache häufig am verkehrten Ende an.

Gewiß hat der Kulturmensch von den Tieren, ja sogar von den Pflanzen vielerlei übernommen. Gewiß, daß wir in unsern Waffen und Werkzeugen nicht nur unsre eignen Arme und Hände wieder, sondern daß wir noch die Organe und die Schutzvorrichtungen andrer Wesen dazu bekommen haben. Wir sind weit mehr als ein bloßer Briareus. Ganz neue, fremdartige Gliedmaßen legen wir uns zu, setzen uns Teile an, die Mutter Natur dem Menschen vorenthalten hat, und machen uns einen Panzer wie der Krebs, Schilde wie die Schildkröte, Stacheln wie der Skorpion oder das Stachelschwein. Wenn die Landsknechte mit ihren Spießen nach allen Seiten Front machten, bildeten sie einen Igel; wenn die altrömischen Soldaten beim Angriff auf eine Festung die Schilde über Rücken und Köpfe hielten, so nannte man das: Schildkröte. Und so könnte man wohl die mittelalterlichen Ritter, die mit eingelegter Lanze turnierten und buhurdierten, mit einem Rudel von Narwalen vergleichen. Teilen wir mit unsern Torpedos nicht Schläge wie Zitterrochen aus, hantieren wir nicht tagtäglich mit Kranen, Rammbären und Böcken? Infolgedessen sehen wir schon nicht mehr wie ein Hundertarm, sondern wie ein leibhaftiges Monstrum, wie ein Drache der Jurazeit aus; und jeder Schneider scheint mit seiner Schere einen Krebs, mit seinem Bügeleisen den Schnabel eines Tyrannen und mit seinen Nadeln einen Dornstrauch abzubilden.

Aber hätten wir uns denn bei dieser Selbstausrüstung die Tiere und die Pflanzen zum Vorbild genommen? Hätten wir ihre abenteuerlichen Kampforgane, ihre Trutzwaffen, ihre Schutzvorrichtungen absichtlich nachgeahmt? — In einzelnen Fällen o ja. Unmittelbar eignen wir uns die fremden Organe an, um sie für uns zu brauchen. Freilich in der Regel nicht dazu, wozu sie eigentlich da sind, sondern zu ganz andern, heterogenen Zwecken; ihrer wahren Bestimmung werden sie dabei vollkommen entwandt, was wohl darin seinen krassesten Ausdruck findet, daß wir sie essen. Dieser Elefantenzahn, der auf meinem Schreibtische liegt, hat kein Falzbein werden sollen; dieses Horn, das als Trinkgefäß, diese Muschel, die als Schale, dieses Geweih, das als Schaufel, diese Gräte, die als Nadel, dieses Bein, das als Flöte dienen muß, hat offenbar seinen Beruf vollkommen verfehlt. Nur ganz ausnahmsweise werden die Spolien der Natur im Sinne der Natur benutzt, zum Beispiel die Pelze; gewöhnlich passen wir sie unsern Bedürfnissen, unsern persönlichen Zwecken an. Trotz unsrer märchenhaften Verkleidung bleiben wir doch immer Menschen, wir müßten denn Werwölfe oder Berserker geworden sein. Das tut aber gar nichts zur Sache; es kommt nur darauf an, ob der angehende Kulturmensch mit den Resten andrer Organismen überhaupt etwas anzufangen wußte. Und das wußte er freilich; brauchen konnte er jeden Knochen und jede Kinnlade, deren er

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

habhaft wurde; wie er seine Beute verwertete, geht niemand etwas an. Aus solchen natürlichen Beutestücken werden also manche Utensilien hervorgegangen und diese dann allmählich verbessert und nachgemacht worden sein. Das ist ein Weg gewesen, auf dem die Menschen zu Werkzeugen und Waffen kamen. Ich zweifle aber stark, daß er gerade bei der Säge eingeschlagen worden ist.

Ich weiß ja nicht, was für ein Gegenstand zu Dädalus Zeiten zum Sägen genommen worden ist; wahrscheinlich war es ein auf dem Burgfelsen aufgelesener Stein. Ein Stein mit einer recht scharfen Kante, etwas zackig wie ein Sägeblatt; Feuersteinsägen finden sich in der Steinzeit. Das Steinreich mit seinen mannigfachen, von der Natur im Spiel erzeugten Formen mag überhaupt eine Hauptfundgrube von Werkzeugen gewesen sein. Aber das weiß ich bestimmt, daß kein Mensch jemals probiert hat, einen Baumast mit einem Schlangengebiß oder mit einer Fischgräte abzusägen, wie der geniale Rebhuhn. Und doch hätte er es erst einmal damit probieren müssen — ehe er es probierte und mit Erfolg probierte, hatte er überhaupt noch gar keine Vorstellung von der Wirksamkeit einer Säge. Die alten Griechen sind spaßhaft: entweder die Gräten und die Zähne waren schon eine Säge; dann brauchte sie Rebhuhn nicht erst zu erfinden. Oder es ließ sich überhaupt nicht damit sägen; dann nützten sie Rebhuhn nichts. Er war dann um nichts klüger. Etwas andres wäre es, wenn er wenigstens einmal ein Tier hätte sägen sehen.

Es heißt, daß die Schwanzflosse des Walfisches einen Deutschösterreicher auf die Idee der Propellerschraube gebracht, und daß der Ingenieur Brunel, der Erbauer des Themsetunnels, seine Methode, einen Gang von zylindrischer Form zu graben, einem Bohrwurme verdankt habe. In der Tat können wir direkt von den Tieren lernen, ihre Tätigkeit beobachten, ihre Organe nachbilden und somit auf uns verpflanzen. Wenn man will, kann man die gesamte Schiffahrt im Tierleben vorgebildet finden: jeder Fisch gleicht einem lebendigen Boote, das in den Flossen Steuer und Ruder hat; der Schwan ist ein Schiff mit Flügeln. Die Flügel dienen ihm im Luftmeere als Ruder, der Schwanz ist sein Steuerruder. Auch die Flügel sollen von Dädalus nachgemacht und so die Segel erfunden worden sein. Beobachtungen wie diese sind freilich nicht Sache des Urmenschen.

Es sind Vergleiche, die man anstellte, als man schon selber rudern konnte. Der Mensch, der sich in prähistorischer Zeit abmühte, des Wassers Herr zu werden, der es bald mit einem Baumstamme, bald mit einer Eisscholle, bald mit einem Kanoe versuchte, mußte sich selbst forthelfen. Die Fische sah er wohl schwimmen und die Seehunde rudern, aber von ihnen lernte er nicht gondeln, so wenig wie von den Vögeln fliegen, was er heute noch nicht kann. Diese Modelle hätten aber wenigstens das für sich gehabt, daß sie richtig gewesen wären. Beim Sägefisch aber trifft nicht einmal das naheliegende Vorbild zu, er sägt gar nicht; zwischen seiner gewaltigen Waffe, mit der er den Walfischen den Bauch aufreißt, und einer Säge, mit der man Holz sägt, besteht doch nur eine äußere Ähnlichkeit.

Diese Ähnlichkeit ist eben das Verführerische gewesen; sie hat die Kulturhistoriker verleitet, eine eitle Phantasie, die erst geboren wurde, als das Werkzeug schon da war, auf die Wirklichkeit zu übertragen und eine ganz imaginäre Säge für ein Urbild auszugeben. Die Sachlage wird vollständig verkannt. Nachher, wenn der Mensch schon eine Säge hatte, lag es nahe, ihre Spitzen mit Fischgräten oder mit Zähnen zu vergleichen, wie das heute noch geschieht; und die Säge am Ende dem Sägefisch zu leihen wie dem Schwertfische das Schwert. Bilden nicht sogar die Bergspitzen eine Säge, eine Sierra Nevada? Haben die Alpen keine Dents? — Alles kommt darauf an, den Spieß nicht umzukehren und Dinge, die nachträglich mit Werkzeugen verglichen worden sind, an die Spitze der Entwicklung zu setzen. Denn der Mensch, der aus der Natur schöpfte, näherte sich allerdings mit den aufgegriffnen Geräten oft ganz fernliegenden Organen und Naturgebilden,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und so wurde die Bahn für allerhand spaßhaft und ernsthaft gemeinte Kombinationen frei. Etwa wie man im vierzehnten Jahrhundert anfing, die Feuerwaffen mit Falken und Habichten oder, wenn die Rohre recht lang waren, mit Schlangen zu vergleichen. Niemand wird das wissenschaftlich finden. Viele Dinge lassen sich vergleichen und haben doch gar keine Beziehung zueinander; man sagt, daß darin der Witz bestehe, der wie ein gewissenloser Priester jedes ihm vorkommende Pärchen traue. Die Franzosen nennen das: une Scie d'Atelier. Rudolf Kleinpaul

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Inselstraße 20).

Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

